

**CHRISTOPHER  
BROOKMYRE**



**WER  
ANDERN  
EINE BOMBE  
BAUT**



**THRILLER**

Galiani  
Berlin

Christopher Brookmyre

# Wer andern eine Bombe baut

Thriller

Aus dem schottischen Englisch von Hannes Meyer



# Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Christopher Brookmyre](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

## Über Christopher Brookmyre

Christopher Brookmyre, 1968 geboren, ist in seiner Heimat Großbritannien ein vielfach preisgekrönter Bestsellerautor. Auf Deutsch erschienen von ihm *Wer schlafende Hunde weckt* (2012), *Die hohe Kunst des Bankraubs* (2013) und *Angriff der unsinkbaren Gummienten* (2014). Er lebt mit seiner Frau, seinem Sohn und seiner St.-Mirren-FC-Dauerkarte in der Nähe von Glasgow. Mehr Informationen unter: [www.brookmyre.co.uk](http://www.brookmyre.co.uk) und [www.galiani.de](http://www.galiani.de).

## Der Übersetzer

Hannes Meyer wurde 1982 in Preetz bei Kiel geboren. Er studierte in Düsseldorf Literaturübersetzen und arbeitet seit 2007 als freier Übersetzer. Er Übersetzte u.a. Bücher von James Franco und Philip Kerr.

## Über dieses Buch

War's das für Raymond Ash? An der Uni träumten er und sein Kumpel Simon von einer goldenen Zukunft als Rockstars. Stattdessen hat er jetzt, mit Mitte 30, ein schreiendes Baby und einen neuen Job als Lehrer an der Backe, was ihn beides so nervös macht, dass er am liebsten die Escape-Taste drücken würde.

Eine Band-Reunion als Ausweg aus dem tristen Alltag steht aber auch nicht zur Debatte, denn nicht nur war die Trennung damals äußerst hässlich, Simon ist außerdem seit drei Jahren tot. Kein Wunder also, dass Ray seinen Augen nicht traut, als er ihn am Glasgower Flughafen sieht. Und dann geschehen auf einmal Dinge, die seltsamer und brutaler sind als jedes von Rays geliebten Computerspielen.

Währenddessen wird die Polizistin Angelique de Xavia auf den gefürchteten Terroristen »Black Spirit« angesetzt. Angelique bleibt, anders als die hohen Tiere bei Polizei und Geheimdienst, gänzlich unbeeindruckt und macht sich auf die Jagd. Gemeinsam mit Ray gerät sie in sich immer schneller überschlagende Ereignisse und am Ende müssen die beiden über sich hinauswachsen, um dem »Black Spirit« Simon das Handwerk zu legen. Aber: Was ist überhaupt dessen nächstes Anschlagziel?



**KiWi-NEWSLETTER**

jetzt abonnieren

## Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG  
Bahnhofsvorplatz 1  
50667 Köln

Titel der Originalausgabe: *A Big Boy Did It And Ran Away*

© 2001, Christopher Brookmyre

All rights reserved

Aus dem schottischen Englisch von Hannes Meyer

Verlag Galiani Berlin

© 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Covergestaltung: Barbara Thoben, Köln

Covermotiv: © klesign – Fotolia.com; © snaptitude – Fotolia.com

Lektorat: Florian Ringwald

ISBN 978-3-462-31842-5

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

# Inhaltsverzeichnis

## **Widmung**

**Auch die hier ist wahr.**

## **Motto**

## **Prolog**

Als Toter in Stavanger

Ein Denkkzettel für die Obrigkeit

## **Montag, erster September**

Feindkontakt

## **Mittwoch, dritter September**

Das wahre LebenTM

Toter Wichser

## **Donnerstag, vierter September**

Warnung vor vernünftigen Entscheidungen

Die besten Tage deines Lebens

Interessante Zeiten

Festnahme

Deus Nigellus ex Machina

Schwänzen: die Nachteile

## **Freitag, fünfter September**

Musikalische Meinungsverschiedenheiten

Aufstand der Bekloppten

Holzschuhe in den Webstuhl schmeißen

Überlebenden-Selbsthilfegruppe

Ziel erfasst

Aus kleinen Wichsern werden große

## **Samstag, sechster September**

Opposing Force

Die besten Pläne

Team Deathmatch: Leet Good Guys [LGG] vs Terrorist Llamas [TL]

Zuhause

Burnbrae Academy: Die Weisheit des Wee Murph

Noch ein letzter Song: Synchronicity II

*Für Jack*

Danke: Marisa, Id Software, Greg Dulli, POTZW.  
Die sind alle mit schuld.

Auch die hier ist wahr.

Du selbst sein heißt: dich selbst ertönen.

---

– Henrik Ibsen

# Prolog

Tonight, tonight I say goodbye  
To everyone who loves me  
Stick it to my enemies tonight  
Then I disappear  
Bathe my path in shining light  
Set the dials to thrill me  
Every secret has its price  
This one's set to kill

Too loose, too tight, too dark, too bright  
A lie, the truth, which one should I use?  
If the lie succeeds  
Then you'll know what I mean  
When I tell you I have secrets  
To attend

Do you think I'm beautiful?  
Or do you think I'm evil?

---

– Greg Dulli, *Crime Scene Part One*  
Vom Album *Black Love*, The Afghan Whigs

## Als Toter in Stavanger

Armselige Vorstadtsklaven. Notschlachten wäre noch zu nett gewesen.

Im Ernst.

Diese Ratten sollten ruhig ewig leben. Die AVS in ihren ewig gleichen Pseudofachwerk-Strafkolonien. Die Insassen hatten sich einreden lassen, dass sie freiwillig dort waren, also brauchte das Gefängnis keine Mauern. Und in dieser Inhaftierung durch Ambition pflanzten sie sich auch noch treudoof fort und gaben ihre Diener-DNA an die nächste Generation stumpfäugiger Gefangener weiter.

Und jeden Tag standen sie wieder auf und beteten, die Befreiung möge niemals kommen: »Lieber Gott, bewahre uns vor der Einzigartigkeit. Gib uns ewige Anpassung und erlöse uns von jeder Besonderheit. Amen.«

Gerade hing ihm so einer auf der Stoßstange, ließ die Lichthupe seines MX3 aufblitzen, riss dazu die Augen auf und schnaubte. Was für ein Pfosten! Riskierte sein Leben bei einem Überholmanöver kurz vor dem Ende der Kriechspur, damit er eine Stelle – *eine Stelle* – weiter vorne an der Ampel stand. Was sagte einem das über das Leben, das er da gerade riskierte?

Ganz genau.

Armselige Vorstadtsklaven. So kam es überhaupt erst zu Stress und Gewalt im Straßenverkehr. Die gingen nicht etwa auf die immer schlimmere Staulage zurück (wobei die Autoeinzelbelegung natürlich mit beiden zu tun hatte), sondern vor allem darauf, dass die AVS hier ihre einzige Chance für ein bisschen Kühnheit sahen, einen letzten, geisterhaften Rest des Willens zur eigenen Identität. Nur noch hier

konnten sie ansatzweise Individualität zeigen, wenn sie allein hinter dem Lenkrad saßen und mit den anderen Gesichtslosen um die Platzierung kämpften. Wenn man den Typen im größeren, neueren, schickeren Auto überholte, vergaß man, auf wie viele andere, bedeutendere Weisen er einen abgehängt hatte. Wenn einem einer in die Quere kommt, einen aufhält, projiziert man all seine Frustrationen auf ihn, weil er einen daran erinnert, wie viele Hindernisse zwischen hier liegen und dort, wo man hinwill. Der Wagen vor einem ist das mangelnde Selbstvertrauen, das Vermächtnis der überbehütenden Mutter. Der Wagen vor einem ist die Konfrontationsangst, das Erbe des geknechteten, gebrochenen Vaters. Der Wagen vor einem ist die Uni, auf die man nicht gegangen ist, der Golfclub, dem man nicht beigetreten ist, die Bruderschaft, zu der man nicht gehört. Der Wagen vor einem sind die Frau und die Kinder und die Risiken, die man nicht eingehen kann, weil man Verantwortung trägt.

Aber das eigentlich Tragische ist, dass man das Auto vor sich, das Hindernis braucht, weil es einem die Konfrontation mit der Tatsache erspart, dass *man nicht weiß*, wohin man will. Außerhalb der Strafkolonie würde man sich nicht zurechtfinden. Es ist gruselig da draußen.

Das wäre nichts für einen.

Und deshalb wurden jedes Jahr Milliarden ins Marketing quasiidentischer Karren als Zeichen persönlichen Geschmacks und Urteilsvermögens investiert. Toyota, Nissan, Honda, Ford, Vauxhall, Rover, jeder mit einem Kombi, einem Coupé, einer Limousine, jedes Modell bis auf das Markenzeichen kaum von seinen Konkurrenten zu unterscheiden. In den Werbespots waren Muskelprotze mit breitem Unterkiefer zu sehen, die Kinder retteten, mit Haien kämpften und es trieben wie die Hengste, Hauptsache, niemand achtete allzu sehr auf das Auto. »Der neue Vauxhall: Mit geringfügig anders geformten Scheinwerfern. Weil *Sie* geringfügig anders sind.« Zieht nicht so recht, was?

Aber da gab es ja noch die Allrad- und Sportkarossen. Mit dem Geländewagen zur verdammt Videothek; offroad war die Karre höchstens mal auf der Auffahrt des »Traumhauses« aus Rigips und Spanplatten und natürlich in der Werkstatt, nachdem man eine Kurve mit über sechzig genommen und plötzlich gemerkt hatte, dass pure Masse ohne jede Aerodynamik auch nicht alles war. Manchmal gab es noch einen Görenvan für die Frau oder auch nur irgendeinen Standardviertürer, je nach Gehalt. Also sparte und rackerte und schleimte man, damit man sich den MR2 oder CRX oder GTI leisten konnte, um sich an die erbärmliche Fantasie seiner Restvirilität zu klammern. Man hatte vielleicht die Frau, den Hauskredit, die Kinder und jeden Sonntag die Schwiegereltern zum Abendessen da, aber ein Teil von einem würde sich *niemals* zähmen lassen. Noch jemand eine Scheibe Viennetta?

Da konnte das Benzin noch so teuer werden, da konnten noch so viele Subventionen in die Park-and-Ride-Angebote gebuttert werden, die Staulage der Großstädte würde sich niemals bessern. Denn auf dem Arbeitsweg, der halben Stunde morgens und abends, in der man seinen röhrenden Straßenkoloss lenkte (und zwar genauso schnell wie die Ente vor einem), konnte man noch einen armseligen kleinen Traum von sich selbst leben.

Fahrgemeinschaft? Niemals! Der Vorstadtsklave stand lieber jeden Tag im Stau und wartete auf den kurzen Augenblick, in dem er aufs Gas treten und so tun konnte, als hätte er etwas Wichtiges zu tun, als müsste er unbedingt dorthin, und zwar schnell. Sich vom Motor in den Sitz drücken lassen, das Lenkrad in der Hand und Bryan Adams auf den Boxen. In dem Augenblick war er cool wie sonst was: ein Geheimagent, ein Superbulle, ein Auftragskiller, ein Terrorist. Und kein Versicherungssachverständiger.

Wobei ihm natürlich nicht klar war, dass ein echter Geheimagent, wenn es ihn denn gäbe, ein echter Superbulle, Auftragskiller oder Terrorist irgendeine 08/15-Vorstadtsklavengurke fahren würde, damit er nicht

auffiel. An seinem freien Tag saß er dann vielleicht in etwas Coolerem, aber ganz bestimmt nicht in einem verdammten Mazda. Und er träumte beim Rumheizen garantiert nicht von einem Leben als Familienvater und Lohnsklave.

Die Träume des AVS sind einheitlich und vorhersagbar, weil er keine Fantasie hat. Ohne Werbung kann er sich nichts vorstellen. Deshalb glaubt er frei von jeglicher unabhängiger Meinung oder sachkundiger Urteilsfähigkeit, dass Denise Richards sexy ist, dass Sony hochwertige Hi-Fi-Ausrüstung herstellt und dass er mit einer Flasche Beck's in der Hand cooler ist als der Typ neben ihm mit einem Pint Heavy. Deshalb glaubt er, er sehe am Steuer des Familiensechssitzers anders aus als an dem seiner überteuerten (aber aus irgendeinem Grund jeden Penny werten) Egokarosse. Er glaubt, Auftragskiller und Terroristen gurken in Sportwagen herum, und würde man ihn fragen, was für ein Auto der Tod fährt (und ihm schnell erklären, dass ein Leichenwagen zu offensichtlich wäre), würde er wohl den Wagen seiner tollkühnsten Träume beschreiben, natürlich in Schwarz. Einen Lamborghini oder Ferrari oder am besten gleich ein Batmobil; eine schnittige, starke, dunkle und unvergleichlich machomäßige Maschine.

Und da läge er falsch. Meilenweit.

Der Tod würde einen Espace fahren.

Er würde eine Sklavenfamilienkarre fahren, um zu unterstreichen, dass das Leben, das er nahm, sowieso nicht lebenswert gewesen war; und hinten war genug Platz für die nächste Generation, wenn sie an der Reihe war.

Jetzt war er auf der Hauptstraße, von hier waren es an jedem anderen Wochentag fünf Minuten bis zum Flughafen, aber heute, am Montagmorgen, zehn. Hätte es einen besseren Zeitpunkt für einen Neuanfang geben können als den Beginn der Arbeitswoche, den Tag, der

für alle anderen die 104-Stunden-Messe einläutete, bei der sie für die Erlösung des Freitagabends beteten?

Aber jeder Neuanfang war immer auch ein Ende, jede Wiedergeburt brauchte vorher einen Tod. Es wäre doch respektvoll, ja anständig (und natürlich witzig), wenn er noch einmal das Leben betrachtete, das er bald zurücklassen würde, das nur noch ein paar Stunden auf der Uhr hatte. Bei dem Gedanken nahm er die Kassette aus dem Radio und drückte auf den Sendertasten herum, bis er den örtlichen privaten hatte. Den richtigen trostlosen Soundtrack. Ein düsteres Grinsen kroch ihm über die Lippen, als er den Song erkannte, den neuen Chart-Topper von EGF. Eine ordentliche Portion Euro-Dance-Einheitsbrei, eine Kelle voll von dem Dünnschiss, mit dem die Benelux-Länder die Teenagerkopulationskolonien am Mittelmeer und ganz Europa überschwemmt.

EGF. Die Eindhoven Groove Factory. Kein Witz. Vor gar nicht so langer Zeit hatte man seine festlandeuropäische Herkunft gefälligst geheim gehalten, wenn man es im Musikgeschäft zu etwas bringen wollte und einem nicht sowieso alles egal war wie zum Beispiel den Einstürzenden Neubauten. Das war kommerzieller wie credibility-technischer Selbstmord. Man konnte einfach nicht vom europäischen Festland sein und erwarten, in Großbritannien oder den USA Alben zu verkaufen, den beiden größten Musikmärkten der Welt.

Die Skandinavier wurden aus irgendeinem Grund toleriert, der vielleicht weniger mit der Geographie zu tun hatte und mehr mit dem Reichtum an drallen Blondinen. Von Abba über die Cardigans und Roxette bis Ace of Base hatte es den Albumverkäufen nie geschadet, wenn die Frontfrau blond mit Beinen bis zum Arsch war. Das musste man den Skandinaviern schon lassen: Sie hatten das einzige erfolgsträchtige Exportrezept genau erkannt. Doch anscheinend hatte man nirgendwo südlich dieser Gegend kapiert, dass der eigene Sub-Eurovision-Rotz auf

der Insel als reinster internationaler Aggressionsakt gedeutet werden würde. Deshalb schaffte es auch kaum etwas in Dover durch die Quarantäne. Gelegentlich wurde mal ein Exemplar als zoologisches Kuriosum importiert, um uns unsere musikalische Überlegenheit zu bestätigen, wie *Rock Me Amadeus* oder *The Final Countdown*.

Manche glaubten, der dritte Antichrist der Prophezeiungen des Nostradamus habe sich in Form der EU manifestiert, und tatsächlich war um die Zeit des Vertrags von Maastricht Anfang der Neunziger etwas Satanisches entfesselt worden. Wie sonst war die Tatsache zu erklären, dass die britische Öffentlichkeit auf einmal Musik aus derselben gottverlassenen Gegend kaufte, die *Live is Life* und den Katalog an Grausamkeiten der Scorpions zu verantworten hatte? Wie konnte es sonst sein, dass Bands heute nicht mehr aus vier trinkfesten Kerlen bestanden, sondern aus zwei, drei pickligen Evian-Schlürfern, die bei ihrer Mama in der Garage irgendwo im Benelux-Flachland Synthesizer quälten?

Die neueste (und wohl auch schlimmste) Seuche war EGF mit ihrem unerklärlich allgegenwärtigen (in den Clubs total angesagt!) »Song« *Ibiza Devil Groove*.

Die Arbeit eines Grüppchens dieser hirnlosen Wichser war eigentlich nie von der eines anderen zu unterscheiden, aber EGF hatte doch das Unmögliche vollbracht und sich in seinen Augen und Ohren von der Masse abgehoben. Nämlich zeichneten sie sich durch ihre Wahl des obligatorischen Retro-Hits aus, dessen Samples sie durch den Fleischwolf drehten (statt sich mal zwei Minuten hinzusetzen und sich eine Hookline oder womöglich einen Textfetzen selbst auszudenken). Kein Andy-Summers-Riff oder Topper-Headon-Beat für diese Jungs; die Söhne Eindhovens hatten den Smash-Hit des Sommers um den Refrain von Cliff Richards *Devil Woman* gebastelt.

Rock and fucking Roll.

Er drehte das Radio voll auf. Das hatte etwas vom letzten Schultag vor den Sommerferien in einer der seltenen Stunden, als der Lehrer nicht fünf gerade sein ließ: Man ging perverserweise in der Langeweile einer Mathe-Doppelstunde auf und genoss in vollen Zügen, was man morgen *nicht* würde tun müssen.

Andererseits wollte er sich auch nichts vormachen: Vor dem *Ibiza Devil Groove* gab es kein Entrinnen. Da hätte er sich auch erschießen können – keine Chance; die guten alten Sparks mit *The No. 1 Song in Heaven* fielen ihm spontan ein, und dass in der Hölle auf Platz eins EGF stand, war ja wohl klar. Andererseits konnte er dann einer Sache doch endlich entkommen, nämlich ...

»... Silver City FM mit einem kleinen Gruß von den Balearen, ha ha ha, von der großartigen EGF. Wir haben gleich acht Uhr neunundvierzig am sechszwanzigsten Mai, und hier in der Ölhauptstadt Europas haben wir elfeinhalb Grad ...«

Ölhauptstadt Europas. Jetzt mal ehrlich. Als er das zum ersten Mal gehört hatte, hatte er es für einen selbstironischen Scherz gehalten. Aber mit der Zeit hatte er erfahren, dass es in Aberdeen keine Selbstironie gab, schon gar nicht, wenn es um die vollkommen unbegründete Selbstverliebtheit dieser Stadt ging. Sie war ein Provinzfischereihafen, der einfach das Schweineglück gehabt hatte, dass in der Nordsee Öl gefunden worden war, mit dem gleichen Ergebnis wie bei einem Bauerntölpel, der im Lotto gewinnt, abzüglich des blöden Grinsens und der ungläubigen Dankbarkeit. In der Stadt herrschte die Illusion vor, sie sei nicht bloß zur rechten Zeit am rechten Ort gewesen, sondern habe sich ihr unfassbares Glück irgendwie verdient, das eigentlich schon viel früher habe kommen müssen. Und trotz aller Milliarden, die in die Wirtschaft der Gegend gepumpt wurden, wurde gern und laut gequengelt, wenn irgendwo mal ein Penny an schottischem Staatsgeld südlich der Raststätte Stracathro ausgegeben wurde.

Er ging nicht davon aus, dass die Leute dort erst mal beim Rest der europäischen Ölindustrie nachgefragt hatten, bevor sie ihrer Heimatstadt diese Würde verliehen hatten, aber als alter Hase in der Marketingbranche wusste er, wie wichtig irreführende Werbung in Anbetracht der weniger glamourösen Wahrheit war. »Die viertgrößte Stadt Schottlands« riss einen nicht gerade vom Hocker, zumal es nach Platz eins und zwei steil abwärts ging und man dann immer noch hinter dem gottverlassenen Dreckloch namens Dundee lag.

Der ebenfalls selbstverliehene Spitzname »Silver City« war noch so ein übereifriger Versuch, aus Scheiße Gold zu machen. Die Stadt war grau. Alles war grau. Da ging kein Weg dran vorbei. Die Häuser waren alle – *alle* – aus Granit, und am Himmel hing eine dicke Dauerwolken­schicht. Es. War. Grau. Wenn Aberdeen silbern war, war Scheiße nicht braun, sondern kupferfarben. Die Stadt war grau und langweilig und trist und hatte ein schweres Farbhandicap. Sie war grau, grau, grau. Grauer als die Stadt waren nur noch die verdammten Eingeborenen. Zwei Zitate zur Illustration:

»Ein Aberdeener würde einen Shilling mit den Zähnen aus einem Kackhaufen ziehen.« Paul Theroux.

»Kein Volk der Welt kann besser sein als das von Don und Dee.« Lewis Grassie Gibbon.

So treffend das erste war, war das zweite doch lehrreicher, wenn auch auf andere Art und Weise, als der Autor beabsichtigt hatte. Zuerst einmal musste man raten, aus welcher Ecke der Welt Grassie Gibbon wohl stammte. Wenn man sich die Antwort vom Äther hatte einflüstern lassen, entwickelte man vielleicht langsam ein Bild von diesen Menschen, die entweder nicht viel herumgekommen waren oder sich unterwegs absichtlich vor neuen Eindrücken verschlossen hatten. Wie sonst konnten sie sich ihre Unkenntnis grundlegendster fremder Bräuche wie etwa des Lächelns bewahren?

Während seiner Zeit in Aberdeen hatte er den Unterschied zwischen dem Provinziellen und dem wahrhaft Insularen gelernt. Das Provinzielle definierte sich durch eine naive, ja unschuldige Unwissenheit über die Welt jenseits der eigenen Grenzen. Das wirklich insulare Element wusste sehr wohl, dass es noch eine Welt da draußen gab, *mochte sie aber einfach nicht und konnte sie auch einfach nicht gebrauchen, verdammt Axt!*

In Aberdeen hatte er auch verstanden, dass man nur ein Leben hatte, das viel zu kostbar war, um es in Aberdeen zu verschwenden. Diese unausweichliche Wahrheit war ihm erst richtig bewusst geworden, als er gemerkt hatte, wie ausweglos sein Leben inzwischen war. Man ging doch überhaupt nur nach Aberdeen, weil man glaubte, dass man nicht lange bleiben würde; man saß eben geduldig seine Strafe ab und kehrte bei der ersten Gelegenheit in die Zivilisation zurück. Dabei übersah man aber die Möglichkeit, dass diese Gelegenheit vielleicht niemals kommen würde und sich beim Warten die Umstände um einen wickelten wie eine Würgeschlange.

Was sollte man also mit seinem einen, einzigen Leben machen, wenn man dazu verdammt war, es hier zu verbringen? Aufgeben und einer der AVS werden? Von wegen! Sich ein Kompensationslaster suchen, sich an den freien Gleitzeitagen unter der Woche durch die örtliche Hausfrauenschaft vögeln? Hatte er ausprobiert. Das war vor allem deshalb schnell nervig geworden, weil die Damen zu der Art postkoitalem Smalltalk neigten, die ihm langsam das Gehirn weichkochte. Als wäre irgendein pawlowscher Mechanismus am Werk, schnatterten sie fünf Minuten nach dem Orgasmus alle über ihre Kinder los. Wenn sie einen da nicht schon aus dem Bett geworfen hatten, weil sie die kleinen Scheißer aus dem Kindergarten oder sonst woher abholen mussten. Man konnte sich eine Zeit lang einreden, dass einem so etwas guttat, aber eigentlich hätte man auch genauso gut mit dem Golfen anfangen können. Es war eben eine der Freizeitoptionen auf dem Gefängnishof.

Was blieb noch? Lotto spielen und sich unter die Jünger dieser traurigsten neuen Religion Großbritanniens mischen? Sie war auch die größte, kein Wunder, im Gegensatz zu allen anderen versprach sie einem ja schon in diesem Leben eine zweite Chance. Und ja, rein theoretisch gab es sie. Wirklich unumstößlich war im Leben nur der eine Grundsatz, der verlangte, dass man das Beste daraus machte, und einen am Steuer seines Espace auslachte, wenn man es wirklich versuchte.

Aber diese wertvolle zweite Chance kam verdammt selten, noch viel seltener als die Vierzehn-Millionen-zu-eins-Lottogewinner, die größtenteils viel zu dröge waren, um mit ihren neuen Ressourcen etwas ansatzweise Interessantes anzustellen. Wenn sie von der obligatorischen Karibikkreuzfahrt zurück waren und sich den Ferrari, die Motoryacht und die neue Bude in dem Stadtteil gekauft hatten, wo die Nachbarn sie wie den letzten Dreck behandeln würden, was dann? Konsumnirvana? Na ja, irgendwann hatte man eben den aktuellen Technikspielzeugkatalog rauf und runter gekauft. Sicher konnte man für zwanzig Millionen ein neues Leben bekommen, man musste nur wissen, wo. Sonst kaufte man sich doch nur eine größere Zelle. Wenn man wirklich etwas daraus machen wollte, musste man schon mehr tun, als sich von irgendeinem B-Promi plus Bikinitrulla einen Riesenscheck überreichen zu lassen.

Dabei brauchte man selbst hier im Pseudofachwerkgulag nicht mal im Lotto zu gewinnen, um seine zweite Chance zu bekommen, wie er jetzt wusste. Man brauchte nur den Willen, loszulassen. Nicht jammern, nicht zicken, einfach gehen.

Abhauen. Nicht mehr und nicht weniger.

Alles zurücklassen.

Diese Einsicht, diese Entscheidung war das Schwere. Hinterher kam einem alles lachhaft einfach vor.

Den Partner verlassen. Kein Problem. Schon geschehen. Die Menschen, die sie beide mal gewesen waren, gab es schon lange nicht mehr. Oder

eher: Der, der er mal gewesen war, war beim Umzug in die Silver City verloren gegangen. Wie ging der Song noch? If you love somebody, set them free? Er liebte Alison zwar nicht, aber das schuldete er ihr dann doch. Er würde nicht nur sich selbst eine zweite Chance geben.

Den Job aufgeben. Soll das ein Witz sein? Welchen Anreiz hatte er – hatte er jemals gehabt –, ihn zu behalten? Ach ja, natürlich: die Sicherheit. Wie in »Hochsicherheitstrakt«.

Diese Ketten halten einen nur, solange man sich an ihnen festkrallt.

Der Automat spuckte einen Parkschein aus und öffnete die Schranke, als er ihn herauszog. Er warf ihn auf den Beifahrersitz und fuhr langsam vor, ordnete sich in die vierrädrigen Satelliten ein, deren Umlaufbahn immer weiter wurde, als sie mit jeder Umrundung ein Stück weiter weg vom Terminal nach einem Platz suchten. Sie kurvten mindestens fünf Minuten herum, um ihren Fußweg vielleicht zwanzig Sekunden zu verkürzen. Die meisten von ihnen hatten immerhin eine ganze Aktentasche zu schleppen. Oder vielleicht glaubten sie, sie liefen Gefahr, von Raubtieren gerissen zu werden, wenn sie die Herde verließen.

Als er den Motor ausschaltete, fiel ihm als Erstes der Parkschein auf. »Nicht im Auto lassen«, stand da. Das war nur eine der vielen Anweisungen, die für ihn nicht mehr galten. Er steckte ihn trotzdem in die Tasche. Es gab keinen Spielraum für dekadente Gesten. Dieses Leben musste so normal und nach all seinen dummen, kleinen Regeln weitergelebt werden, bis sein Anschlussflug in Stavanger abhob. Als einziges Zugeständnis trug er einen Rollkragenpullover statt Hemd und Kragen, um die andere Garnitur zu verbergen, die er darunter anhatte. Niemand sollte ihn gehen sehen, also würde er dann schon jemand anders sein.

Das obligatorische Jackett mit passender Hose trug er natürlich noch, allerdings eins, das zum Rollkragen passte und den »So lässig wie möglich

gekleideter Geschäftsreisender, der aber trotzdem allen zeigen will, dass er Geschäftsreisender ist«-Look vollendete. Es war doch wohl einer der großen Punkte, mit der die Männerseite gegen das ewige Feministengequengel anstinken konnte, dass die Frauen die freie Auswahl aus einer Vielfalt von Businessklamotten hatten, während es bei den Männern bestenfalls kleinste Variationen des Monochromthemas »grauer Anzug« gab. Lachhaft, was da für ein Geschiss um Label, Stil und Schnitt gemacht wurde, auch wenn es vielleicht verständlich war, dass man sich auch hier am kleinsten bisschen Individualität aufgeilte. Wahrscheinlich gab es auch Anglerfische, die von ihren Artgenossen als besonders unattraktiv betrachtet wurden, dabei sah die ganze Spezies aus wie Pete Doherty nach einer durchzechten Nacht.

Und am schlimmsten: Anscheinend war er mit seiner kleidertechnischen Frustration allein auf weiter Flur. Für die AVS war der Anzug wie ein Schnuffeltuch. Ohne fühlten sie sich nackt und verwundbar, und Mann, was sahen sie *gut* aus, glaubten sie. Der Schlips um den Hals schränkte einen zwar etwas beim Atmen ein, was aber gleichzeitig ein beruhigendes Gefühl war wie der Druck einer väterlichen Hand, die einem versicherte, dass der eigene Status anerkannt und sichtbar war: Man war Anzugträger, man hatte eine Anzugträgerkarriere in einer Anzugträgerbranche, und niemand, *niemand* würde einen für einen gesichtslosen Niemand halten, ganz bestimmt nicht.

Von überall auf dem Parkplatz marschierten sie auf das Terminal zu, als würde es sie magisch anziehen, alle im Anzug mit dazugehöriger Aktentasche. Reiste man hochhoffiziell geschäftlich, war der Anzug vorgeschrieben, aber bei diesen Deppen kam der Drang von innen. Er überwog alle anderen Überlegungen, wie die der Zweckmäßigkeit. Ein Anzug war auf einer Flugreise einfach nicht bequem, wo die Sitzgröße, die Beinfreiheit und der Sicherheitsgurt ihr Schindluder mit dem Stoff trieben, ganz zu schweigen von der ewigen Angst, das Essen, der Tee oder

## Zuhause

Kurz nach zehn bog der Wagen in die Kintore Road ein. Ray saß mit Angelique hinten, am Steuer war eine Fahrerin von der Polizei. Keiner von beiden hatte während der Fahrt viel geredet, aber er war trotzdem dankbar für ihre Gesellschaft. Nach so einem Erlebnis wäre die Nähe irgendeines anderen Menschen schwierig gewesen, und das sah sie wahrscheinlich auch so.

Ray sagte der Fahrerin gerade rechtzeitig Bescheid, dass sie bei ihm vor dem Haus halten konnte. Die Wohnzimmervorhänge waren zugezogen, und ein schwaches Licht schimmerte hindurch. Die Fahrerin öffnete ihre Tür und wollte Ray wohl zum Haus begleiten, aber er winkte ab und dankte ihr für die Fahrt. Als er ausstieg, folgte Angelique ihm. Sie keuchte beim Aufstehen und hielt sich den Brustkorb.

»Noch eins, bevor du gehst«, sagte sie und schlug die Tür zu.

Ray tat es ihr gleich und wandte sich ihr über das Dach des Rovers zu.

»Schlaf dich gut aus«, sagte sie. »Ob Baby oder nicht, du musst wahrscheinlich eine Woche lang Aussagen machen.«

»Ich werd's versuchen.«

»Und, äh ... Ist natürlich deine Sache, und ich würde dich natürlich niemals zu irgendeiner Art von Falschaussage anstiften wollen, aber wenn du vielleicht ...«

»... nicht erwähnen könntest, dass du ein paar Millionen Pfund an Kraftwerk in die Luft gejagt hast?«

»Äh, genau, ja.«

»Es ging alles so schnell, Officer. An vieles kann ich mich einfach nicht mehr erinnern.«

Angelique grinste. »Schlaf gut, Ray.«

Sie stieg wieder ein, der Wagen fuhr ab und ließ ihn vor dem Gartenweg zu seinem kleinen, nicht abbezahlten Haus, seiner lieben Frau und seinem kleinen Sohn stehen. Seinem »gewöhnlichen, anonymen kleinen Leben«, wie Simon es genannt hatte.

Ray nannte es Zuhause.

Er schob den Schlüssel ins Schloss und lächelte.

## Burnbrae Academy: Die Weisheit des Wee Murph

»Ich hab gehört, der is der letzte Lappen! Den mach ich fertig!«

»Nee, Ger, lass das! Scheißegal, wie hart du dir vorkommst oder wie lange du suspendiert warst: Leg dich bitte, bitte, bitte *nicht* mit dem neuen Englischlehrer an!«

## Noch ein letzter Song: Synchronicity II

»Großartiger Einsatz, de Xavia! Leider keine Festnahmen, wie ich sehe.«

»Wollen Sie mich verarschen?«

»Das macht sich in den Akten eben besser.«

»Sie wollen mich wirklich verarschen!«

»So machen sie wohl weniger Ärger. Klagen wird es schon mal nicht geben.«

»Wie viele Leichen sind denn gefunden worden?«

»Zehn mit dem Sicherheitsmann. Sechs in der Maschinenhalle, einer – na ja, Stücke von einem – am Staudamm, und die Taucher haben noch zwei gefunden, die raus ins Loch gespült wurden.«

»Wir waren von zwölf in ihrem Team ausgegangen. Vom Rest war nach der Explosion wohl nicht mehr viel übrig. Moment, haben Sie gesagt, nur zwei im Loch?«

»Richtig. Einem fehlte der halbe Brustkorb, der andere hatte einen Genickbruch.«

»Aber keiner mit einem Speer durch den Hals? Den habe ich auch im Abflusskanal gelassen.«

»Der wurde meinen Informationen nach in der Maschinenhalle gefunden.«

»Und Darcourt?«

»Bisher nicht. Die Entwässerung hat sicher eine gewaltige Strömung verursacht. Die Taucher suchen noch, aber es heißt, möglicherweise wird seine Leiche nie gefunden.«

»Wo habe ich das bloß schon mal gehört?«